

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 27 (1925)
Heft: 11-12

Buchbesprechung: Emanuel : Roman von Edwin Urnet

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Emanuel

Roman von Edwin Arnet

Mit dem 1. Preis ausgezeichnet im
Drell Füßli Romanwettbewerb

Als Herr von Stein, der im dritten Stocke eine prächtige Wohnung hatte, bei dem Portier läutete, öffnete ihm ein fremdes Mädchen die Türe.

„Ist Frau Fischer krank“, fragte Herr von Stein das Mädchen so nebenbei beim Verlassen des Liftes. Das Mädchen zog die Augen verwundert und läppisch in die Höhe. „Wie, Sie wissen das nicht . . . Frau Fischer hat doch eine Jugend gekriegt. Gerade vor einer Stunde ist ein Junge angekommen. Wir sind eben dabei, den Kleinen zum erstenmal einzunwickeln.“ Das Mädchen gefiel sich sichtlich in der Rolle als Überbringerin einer überraschenden Neuigkeit. Es war deshalb doppelt überrascht, daß dieser Herr, der auch ihr fremd war, nicht recht reagieren wollte, sondern bloß den schwachen Ausruf tat „Ach was, Frau Fischer hat eine Jugend erhalten“, und, aus einem klirrenden Schlüsselbund einen Schlüssel herausschälend, mit dem Kopf nickte und „so . . . so“ machte. Er murmelte noch etwas, aber das Mädchen verstand das nicht mehr, weil der Lift schon wieder abwärts fuhr.

In der Portierwohnung unten lag über allem ein Dämpfer des Geheimnisvollen. Nur dann und wann klirrte eine Schüssel, fiel ein kleiner Gegenstand zu Boden und zerriß ein Leinwandstück. Die Türe

zwischen dem Schlafzimmer der Wöchnerin und der Stube öffnete sich von Zeit zu Zeit und eine kleine, gedrungene, aber lebhafte Frauengestalt erschien unter dem in einem Winkel etwas schiefen Türbogen.

In der Stube ging Herr Fischer auf und ab. Er war so unruhig und zugleich durch die schlaflosen Nächte der letzten Tage so müde gemacht worden, daß er manches nur noch mechanisch zu tun vermochte. So setzte er seine Schritte so, daß bei jedem Tritt sein Fuß auf das rote Herz einer über den ganzen, etwas ausgetretenen Linoleum verstreuten Phantasieblumen zu liegen kam. Er hatte das noch nie getan.

Einmal blieb er stehen und sagte „Vater“ vor sich hin. Dann dachte er auch an die Heizöfen, die er in dem weiträumigen Hause mit den achtzig Wohnungen zu besorgen hatte. Gerade heute hatte man neuen Koks für den Winter gebracht. Dieser war hart und grobkörnig, so daß er zuerst mit dem Hammer zerschlagen werden mußte. Das gab wieder eine mühselige Arbeit. Bis spät in den Abend hinein sollte er in den nächsten Tagen mit dem Hammer diesen Koks zerschlagen.

Dann blieb er stehen, jeden Fuß auf dem Herzen einer Blume. Es kam ihm plötzlich eigenartig vor, daß er in dieser Stunde an den Koks denken mußte. Das tat ihm sogar weh.

„Haben Sie weißen Bindfaden, starken Leinenfaden,“ füstelte die Stimme der kleinen Hebamme von der Türe her. Zwischen Türe und Türrahmen

kam ihm das kleine, rundliche Gesicht der Person fast lustig vor.

Später erschien sie noch einmal. „Sie müssen etwas leiser auftreten, Herr Fischer, man hört hier drin jeden Ton.“

Herr Fischer ließ sich somit in den klirrenden Sofa mit den blauen Blättern nieder und stopfte mit den Fingern einen kleinen Riß zu, aus dem ein paar Stoff- und Roßhaarsträhnen wie Gedärm herausgequollen waren.

Auch das kam ihm bedeutungslos vor, und er überlegte sich, was er nun tun könnte, damit es ihm feierlich zu Mute würde. In einer falschen Kristallschale klebte ein Stück Lorte mit verlaufendem Zucker. Herr Fischer steckte eine kleine Kerze hinein und zündete sie an. Aber der Einfall dünkte ihn komisch, beschämte ihn sogar, und er blies die Kerze wieder aus.

Es war dämmerig in dem Zimmer geworden, das so nieder lag, daß sein einziges Fenster direkt auf die Straße hinausging und man von den vorübergehenden Leuten bloß Brust und Kopf sehen konnte. Um diese Abendstunde war es auf der Straße ruhiger geworden. Die letzten Fuhrwerke rollten nach Hause. Ein paar Kinder spielten noch und zwischen hinein rief irgendwo eine Mutter ihren Jungen heim.

Jetzt begann im Schlafzimmer drüben ein Kind zu weinen, leise, aber gepreßt und zerschnitten. Fast zu gleicher Zeit glucksten die Stahlfedern eines Bettes. Herr Fischer fuhr vom Sofa auf,

die Fingerbeeren gegen die Tischkante gepreßt. Ein Finger glitt an der Kante ab, daß die ganze Hand schmerzhaft zusammenzuckte.

Ganz deutlich hörte er nun seine Frau stöhnen und dann vernahm er, wie sie zweimal rief: „Es hat doch geläutet, gehen Sie, fahren Sie die Herrschaften mit dem Lift,“ und schließlich klang ihre Stimme hart in der Bemerkung aus: „Sonst gibt es Reklamationen.“ Die ganze Aufregung und Angestrengtheit ihres Berufes zitterten aus ihrer Stimme. In diesem Augenblicke läutete die Glocke. Herr Fischer eilte selbst die kleine Treppe hinauf, die von der Wohnung ins Treppenhaus führte. An der Lifttüre stand niemand, aber vom dritten Stock herab rief eine dünne Mädchenstimme: „Sie sollen auf einen Augenblick zu Herrn von Stein heraufkommen.“

Herr von Stein stand erwartungsvoll hinter dem braunen, schweren, mit dicken Holzornamenten überladenen Schreibpult, als Herr Fischer zu ihm ins Zimmer trat. Der dicke Teppich mit der einschläfernden Molligkeit machte ihn sogleich unsicher. Die Spiegel warfen die Abendhelle so schillernd zurück, daß es ihn verwirrte. In seiner Stube war es dämmerig gewesen. Ganz eine andere Welt, dachte Herr Fischer.

Herr von Stein gratulierte Herrn Fischer zur Geburt des Knaben, im gleichen selbstverständlichen Tone, wie man etwa einem Menschen zu einem erfolgreichen Geschäfte gratuliert. Er erkundigte sich ferner auch nach dem Befinden der Mutter,

sprach etwas von einem glücklichen Ereignis und nannte den Neugeborenen in lustigem Tone einen Erdenbürger. Herr Fischer murmelte etwas und wurde verlegen. Er überlegte einen Augenblick, ob er Herrn von Stein die tiefe, beglückende Bedeutsamkeit seines Familienereignisses offen erzählen sollte . . . , nämlich, daß er und seine Frau sich in den letzten Jahren einsam gefühlt hätten, ohne sich dies allerdings einzugestehen, daß sie es verlernt hätten, ihre Ehe als etwas Außerordentliches entgegenzunehmen, und daß sie bereits angefangen hätten, unter der Idee zu leiden, daß nun aber eben die Geburt des Sohnes das alles geändert, seinem und seiner Frau Leben wieder einen Sinn gegeben habe. „Wir waren lang einsam,“ wollte Herr Fischer sagen, korrigierte sich aber in Gedanken: „Wir waren lange allein,“ und sprach es dann schließlich doch nicht aus.

Als Herr von Stein auf seinen Sekretär zuging und mit lautem Geräusch (es klang wie feines Maschinengewehr-Geknatter) die vielgegliederte Rollschublade herabzog, runzelte Herr Fischer die Stirne. Er konnte es an den Fingern abzählen, was nun geschah.

Herr von Stein entnahm seinem Sekretär einen blauen Geldschein, ließ ihn einmal durch die Finger gleiten und drückte ihn dann Herrn Fischer in die Hand, mit einer Bemerkung, wie man sie in derlei Fällen anzubringen pflegt.

Herr Fischer dankte, obwohl ihm das Ganze wie eine Bezahlung vorkam.

Als Herr Fischer wieder im Lift hinunterfuhr, sah er, daß der Geldschein in seiner Hand verknittert war, wie ein verschlafenes Kopfkissen. Einen Augenblick lang zuckten seine Finger zusammen, als wollten sie das kleine Papier noch mehr zusammendrücken. Fast zu gleicher Zeit kam Herr Fischer, der zu nahe an der offenen Lifttür stand, mit dem Gitter der Liftumhagung in Berührung. Es riß ihm einen Knopf von dem neuen Gewande, der absprang, an eine Liftscheibe spritzte und dann zu Boden rollte. Nicht an die Gefahr, der er entronnen, dachte Herr Fischer, sondern daran, daß er seinen neuen Rock noch nicht bezahlt hatte. Er steckte darauf den Geldschein in die Tasche. Aber es war ihm irgendetwas nicht wohl dabei. Das ganze Leben kam ihm so furchtbar nüchtern vor, wie abgestandenes Seifenwasser. Und dann schmerzte ihn etwas. Noch vor kurzem, als er auf dem geblümten Sofa gesessen hatte, war es ihm plötzlich festlich zu Mute geworden. Die Geburt eines Menschen, die bedeutungsvolle Stimmung in seiner Wohnung, das geheimnisvolle Räuspern und Handwerken der Hebamme, all dies Ungewohnte hatte ihn in eine Stimmung versetzt, die ihn an seine Jugend erinnerte, wenn er am Morgen früh erwachte, durch die saubergrünen Fensterläden ein sonntäglicher Lichtstrom hereinflutete und der Klang der Kirchenglocken sich mit dem Geschirrklingen seiner in der Küche tätigen Mutter vermischte. Diese Stimmung hatte ihm mit einem Schlage die bessere Seite seines Ge-

mütes offenbart, hatte ihn freudig überraschen wollen, und nun kam dieser Herr von Stein mit seinem Geldschein. Er hatte sich dem hellen Ton seines Gemütes hingeben wollen, aber es kamen die äußeren Umstände, die ihn an das Geld, an den unbezahlten Rock, den Rock erinnerten. Und das Traurige war das, daß er sich dieser Gedanken, die weiß der Herrgott woher kamen, nicht erwehren konnte.

Es ward ihm schnell zur schmerzlichen Bewußtheit, daß er unfähig geworden war, eine feierliche Stimmung zu ertragen. Etwas mußte in ihm zerstört, verhärtet, zerrissen sein. Er setzte sich auf das Liftpolster und stützte den Kopf schwer in die Hände. Der Lift, in dem ein breiter Schatten hockte, fuhr langsam in die Tiefe.

Als er am ersten Stockwerke vorbeifuhr, zerriß Herr Fischer den blauen Fetzen und warf das Ganze in die kleine, runde Öffnung hinein, durch die ein Drahtseil des Liftes ging. Das Seil, das in gleichmäßiger Bewegung war, zerriß den Papierknäuel in zahlreiche Fetzen und warf sie den Liftschacht hinab.

Die Laufe kam auf hundertfünfzig Franken zu stehen. Herr und Frau Fischer hatten das schon Wochen vor dem Feste bis auf den letzten Franken ausgerechnet. Man kochte und backte zwar das meiste in der eigenen Küche, und nur die zwei Torten mußten von auswärts bestellt werden, aber die Gemüse, dann vor allem der Rindsbraten und die Butter schraubten die Kosten ziem-

lich in die Höhe. Frau Fischer aber befürchtete, das Fest könnte ohne geladene Gäste der nötigen Feierlichkeit entbehren, und so pochte sie darauf, daß ein paar Einladungen verschickt wurden. Jede Karte schrieb sie mit eigener Hand und jede wurde zu einem kleinen Brief.

Da sie wußte, daß Festlichkeiten meistens gegen das Ende hin in ebendemselben Maße unfeilicher werden, als sie am Anfang froh sind, so lud sie nur solche Verwandte ein, von denen sie ein durchaus ernstes Betragen erwarten durfte. Allerdings zu einer Konzession mußte sie sich schließlich doch entschließen. Ihr Mann hatte einen Freund, der sonst anständig und maßvoll war, der aber nach dem vierten Glase Wein in der Regel gewisse Grenzen überschritt. Sie wußte, daß ihr Mann diesen Bekannten sehr gerne unter den Gästen gesehen hätte, dessen Einladung aber aus Rücksicht auf sie nicht offen zu empfehlen wagte. „Herrn Joachim Gips,“ schrieb sie auf ein Kuvert und legte diesem eine Karte bei, die mit „Mein lieber Herr Gips“ begann.

Herr Gips war denn auch der erste, der am Tauf- tage, einem Dienstag, erschien. Er trug ein graues Kleid, das sorgfältig gebügelt war, hatte eine schneeweiße, etwas zu hart gestärkte Hemd- brust, die auf ihrer weiten, faltenlosen Fläche wie eine kleine verlassene Insel einen fast nußgroßen, goldenen Knopf trug. Herr Gips war kein Gesellschafter und kam sich deshalb anfänglich etwas schüchtern vor, suchte aber seine Schüchternheit

mit einem verbindlichen und höflichen Lächeln gegen die übrigen Gäste zu verdecken. Am freundlichsten aber benahm er sich gegen die Patin des Taufkindeß, eine große, ernste Frau in schwarzem Tüllkleide, von der alle wußten, daß sie religiös war, und zwar maßvoll religiös. Sie hatte zwei Töchter im blühenden Alter verloren und eine unsäglich freundlose Ehe gehabt. Dies Schicksal machte sie um so würdiger, als sie darüber stets zu schweigen wußte. Herr Gips hatte von dieser Frau viel erzählen hören, und so hatte er denn gleich von Anfang an eine besondere Einstellung dieser Frau gegenüber. Noch zwei Frauen zählten zu den Geladenen, nämlich zwei intime Jugendfreundinnen von Frau Fischer. Die lachten viel und zwar meistens veranlaßt durch kleine Andeutungen und Wortspiele, die sich auf gewisse gemeinsam erlebte Jugenderlebnisse bezogen. Auch die waren seit Jahren verheiratet und hatten schon mehr als einmal Tauffest gefeiert. Sie ließen sich in ihrer übersprudelnden Frohheit nicht einmal von ihren Kindern hemmen, die in weißen, frisch nach Stärke riechenden Sonntagskleidern am untern Ende des Tisches saßen, zwei Knaben und ein Mädchen. Zu Beginn des Essens, das durch neue Kristallgläser, weite dickbauchige Schüsseln und kleine hübsche Blumensträuße in hohen, dünnen Muranovasen einen reinlichen Rahmen erhielt, hielt man mit dem Redefluß noch etwas zurück, sprach und kicherte vielmehr in gedämpf-tem Tone, weil man wußte, daß im Schlafzimmer

drüben bei gezogenen gelben Gardinen „Er“ schlief, in weißen, mit breiten Spitzen umränderten Kissen, mit zartroter Haut, rund, kugelig wie ein frischgeworfenes Schweinchen, das den Lümpel noch nie betreten hat. „Er“ schlief wie ein Fürst, lag still in den Linnen, sagte kein Wort und beherrschte doch die ganze Gesellschaft. Wenn Witze an der Tafelrunde laut wurden, dieß und jenes streiften, sich auf Frau und Herrn Fischer bezogen, vor dem „Er“ machten sie jedoch immer ehrfurchtsvoll Halt. Von „Ihm“ sprach man nur in maßvollem Ton, von „Ihm“ redete man nur mit einem gewissen Anflug von Ernst, von Bedeutung. Das war es gerade, was Frau Fischer am meisten freute. Und wenn erst Herr Gips, den man doch wie eine gefährliche Patrone erwartet hatte, von „Ihm“ in fast salbungsvollem Tone sprach und im Hinblick auf die Taufe einen philosophischen Brocken fallen ließ, freute sich Frau Fischer doppelt und reichte diesem Manne mit der großen Hemdenbrust die Fleischplatte hin und ärgerte sich nicht im geringsten, wenn sie dieser so unbeholfen in die Finger nahm, daß die Sauce von rechts über den Rand lief.

Nur einmal wagte Gips eine vorlaut lustige Bemerkung. Die fand bei den beiden Freundinnen Frau Fischers einen solchen Anklang, daß Gips sofort zu einer zweiten spaßhaften Äußerung aufgeprickelt wurde. Es zuckte ihm förmlich in allen Poren. Er bekam verschmikte Auglein und drehte den bereitliegenden Witz dreimal auf der Zunge

um. Es käme ihm bei dieser Gelegenheit (diese Bezugnahme war natürlich aus der Luft gegriffen) ein Spaß aus der Kindheit in den Sinn, meinte er und hüstelte. Auch sein jüngster Bruder hätte einst bei der Taufe im Zimmer neben dem Eßzimmer geschlafen. Da hätte er sich mit seiner Schwester von der Tafel und den gutgelaunten und wohl auch etwas bezechten Gästen weggeschlichen. Sie seien zusammen in die Kammer des schlafenden Säuglings gegangen und just dazu gekommen, wie jener sich auf die Seite gedreht und die Decke mit seinen Ärmchen zurückgeschlagen habe, so daß ein kleiner, allerliebster Säuglingshintern zum Vorschein gekommen sei, so kugelig, so frisch und rot, wie ein ausgereifter Pfirsich. Zufällig habe in der Nähe der Wiege sein Malfaß gestanden, eine primitive Farbschachtel mit zahlreichen dünnen und dicken Pinseln. Die seien so seltsam dagelegen, und zudem habe ihn die Schwester wie eine verführerische Eva angeschaut, daß ihm der Übermut unversehens in die Finger gefahren sei, er den Pinsel zur Hand genommen, ihn in die tiefblaue, fast himmelblaue Farbe gestunkt und auf die eine Hälfte der süßen Rundung des von allen Decken entblößten Säuglings einen aufgehenden Halbmond gemalt habe, ebenso groß, ebenso rund wie die sich dem Pinsel darbietende Fläche selbst.

Die Patin versuchte zu lächeln. Sie wollte Gips nicht bloßstellen. Das brachte sie nicht übers Herz. Gips war ja so gutmütig, so arglos, fast wie ein

junger Bursche. Übrigens wußte sie, daß er Ausrufer in einem städtischen Gantlokal war, ein Amt, das ohnehin den Menschen vorlaut machte. Es war das ihre Art, die Fehler der Menschen durch deren Milieu, Erziehung und Lebens gewohnheiten zu erklären. Und was sich erklären ließ, entschuldigte sie denn auch in den meisten Fällen. Den meisten Widerhall fand Gipsens Erzählung bei den beiden Freundinnen, die sich vor Lachen fast nicht mehr halten konnten. Auch die Kinder am untern Tische lachten mit, obwohl sie nicht alles verstanden hatten.

Nur Frau Fischer blieb ruhig. Eigentümlich, ein schneller Schatten der Nachdenklichkeit streifte ihre Stimme, und ihre Augen suchten unruhig und beängstigt nach einem festen Punkt. Dann verdichtete sich in ihr diese Angst zu einer schweren Beflommenheit. Gips erschien ihr wie einer, der die Bedeutung des heutigen Festes zu mißachten, das Getragene der gegenwärtigen Stimmung zu verhunzen begann. Und davor hatte sie ja so Angst. Sie wußte bestimmt, daß ihr Mann von Gips angesteckt werden konnte, daß er alle Vorbedingungen zu einer solchen Ansteckung in sich trug. Ihr Mann trank zwar aus eigenem Antrieb wenig, aber wenn man ihn aufforderte, verlor er das Maß. Er war ruhig und oft verschlossen, aber wenn er in Gesellschaft geriet, hatte er nicht mehr viel Gewalt über sich und verlor sich ganz. Mit seiner Frau sprach er stets ruhig, flug und gefaßt über alle Dinge, wenn er aber unter übermütige

Leute geriet, ging ihm diese Ernsthaftigkeit zum Teufel und er konnte über alles mit jenem schnöden, wegwerfenden Tone sprechen, wie er gesättigten Genießern eigen ist. Frau Fischer hatte stets Angst davor, ihr Mann könnte in solche Dinge zurücksinken. Sie wachte über ihn im Verborgenen, suchte ihm alles recht und gut zu machen, lauschte stets auf das Gute in ihm und suchte es auf alle erdenkliche Weise zu fördern und zu heben. Wenn sie die Wohnung reinigte, tat sie es, daß ihr Mann am Abend durch die Reinlichkeit und den Glanz der Stühle und Kommoden gehoben werde, wenn sie über die Vorzüge der Menschen, der Nachbarn und Bekannten oder der Hausbewohner sprach, suchte sie dadurch in ihrem Manne den Glauben an die Güte in den Menschen zu festigen. Wenn sie Blumen auf den Tisch stellte, wenn sie die Gardinen zog, daß das Licht in die Zimmer flutete, wenn sie die Wände mit hübschen Bildern schmückte, die schwarzen Holzgriffe der Messer und Gabeln blank polierte, weiße Decken auf die kleinen Tische und Kommoden legte, alles dies tat sie mit dem Gedanken an ihren Mann.

Ganz besonders am heutigen Tage hätte sie den Gatten gerne erst und sonntäglich gesehen, gerade heute, da in ihrem Herzen wieder manches aufzuklingen begann, als ob sie ein vollständig neues Leben beginnen müßte. Fast etwas Mädchenhaftes lag in dieser Sonntäglichkeit. Sie erinnerte sich dabei an die schönsten Tage ihrer Jugend.

Die lagen zwar weit rückwärts, aber es klang heute ein reines Lied aus ihnen in die Gegenwart zurück, dem sie horchen, immerfort horchen mußte. Uebermals aber störte sie Gips. Der arme Teufel schien wirklich dazu berufen zu sein, die Rolle des Fremdkörpers zu spielen.

„Ich erinnere mich noch gut,“ ergriff er in einer Pause etwas vorlaut das Wort, „an die Sache im Brauereiteich. So etwas kann man aber auch nicht leicht vergessen. Ja, ja (und dabei klopfte er Herrn Fischer auf die Schulter), beinahe wärst du deiner Frau verlustig gegangen. Sie lag schon im Schlamm und war an allen Gliedern gelähmt, als sie der Friedel aus dem Teiche zog. Ein Teufelskerl. Man hätte ihn eigentlich heute zum Essen einladen sollen, so gewissermaßen aus Dankbarkeit.“

Die beiden Freundinnen kannten den Vorfall nicht, und Gips mußte deshalb alles ausführlich erzählen. Es war ein Geschehnis aus Frau Fischers Mädchenzeit. Sie fuhr einmal mit einem kleinen Ruderboot auf den Brauereiteich hinaus. Es entglitt ihr ein Ruder. Sie wollte nach der ins Wasser stoßenden Stange greifen, bückte sich aber zu weit über den Rand des Bootes, so daß sie das Gleichgewicht verlor und ins Wasser stürzte. Zufällig ging am Ufer ein Jüngling vorüber, der sprang beherzt ins Wasser und rettete sie, die bereits ohnmächtig auf den schlammigen Grund des Bodens hinabgesunken war, vor dem Tode. Als sie die Augen aufschlug, erkannte sie ihren Jugendfreund.

Gips spielte seine Erzählung mit übertriebenen Farben.

Niemand sah, wie Frau Fischer errötete, und wie beim Auschenken des Weines ihre Hand zitterte.

„Das ist schon lange vorbei,“ sagte sie gequält und blickte Gips vorwurfsvoll an. Sie versuchte ein anderes Gespräch einzuleiten, aber das erste war schon zu sehr ins Rollen gekommen.

„Das war ein Schwimmer und Taucher der Friedel,“ wiederholte Gips bedeutungsvoll. „Der tauchte wie ein Seehund.“

„Sie waren Augenzeuge“ warf eine Freundin ein.

„Nicht ganz, ich kam erst dazu, als Friedel unsere Gerettete wieder zum Atmen brachte.“ Dabei blickte er halb lächelnd, halb verschmizt zu Frau Fischer hinüber, die tief errötete.

Dieser Jugendfreund, der sie tatsächlich vor dem Ertrinkungstod errettete, war damals, als er sie auf die Uferböschung legte, so ratlos und verwirrt, daß er nichts anderes zu tun wußte, als Bluse und Gestältlein der Geretteten vom Oberkörper zu reißen und ihr mit den zerrissenen Kleiderwischen heftig die Brust zu reiben. Es war dies, wie es sich nachher herausstellte, von großem Nutzen. Dummerweise aber kam ein Spaziergänger des Weges, dem das alles wenig begreiflich und sonderbar vorkam. Das war Gips. Frau Fischer war es nun auf einmal, als ob sie in Gipsens Gesicht jenes seltsame Lächeln wieder wahrnehmen könnte, das ihr jenesmal so schrek-

fend und teuflisch vor Augen getreten war, als sie aus der Ohnmacht erwachend, Gips vor sich stehen sah. Dies Lächeln war ihr um so hassenswerter erschienen, als sie Friedel, diesen kräftigen Burschen mit den unverdorbenen Bubenaugen, liebte, und darin, daß er ihr die Kleider vom Oberkörper riß und ihre nackte Brust warmriech, nichts Unschönes sah, nichts Störendes, nichts, das sie erschrecken konnte.

Gips malte diesen Vorfall nach allen Seiten aus.

„Ich wiederhole,“ sagte er, „der Friedel war ein Teufelskerl. Nicht daß er bloß ein Laucher war, auch den Sanitätsmann, den Doktor verstand er zu spielen.“ Jetzt kam ihm wieder das unfreie Lächeln in die Mundwinkel. „Wie er es trefflich verstand, die Ohnmächtigen wieder zum Atmen zu bringen ...“

„Lassen wir das nun,“ schnitt ihm jetzt Frau Fischer die Rede ab. Es war ihre letzte verzweifelte Notwehr.

Fast im gleichen Augenblick schrillte die Liftglocke.

Ihr Ton klang Frau Fischer wie eine Erlösungsfanfare.

Aber es war keine Erlösung.

Vor der Türe stand ein großer, stämmiger Mann, irgendwo etwas Lässiges und Vernachlässigtes, fast Frivoles im Äußern, dabei wiederum etwas Stolz und Bravehrliches in der Bewegung. Er trug eine Chauffeuruniform, braun wie der Wagen, der draußen am Randstein stand. Der

Mann noch zum Teil nach Benzin, zum Teil nach
Männerschweiß.

„Ich bin von einem Herrn von Stein hierher
bestellt worden,“ sagte er, fast ohne Frau Fischer
eines Blickes zu würdigen. Sie aber hatte ihn fest
ins Auge gefaßt. Ihr Blick wurde dunkler, ihre
Lippen schlossen sich nicht mehr ganz. Das Un-
vollendete in ihrer Bewegung, das Erschreckte in
ihrer Haltung saugten mit einem Male den Blick
des Chauffeurs auf sich. Auch er erkannte sie.

„Du hier ... Herr Jesus ... wie unverhofft.“
Es lag ein Zwang zur Wärme in seiner Stimme.
„Ich fahre dich hinauf,“ zitterte ihre Stimme,
und dann ging sie voraus. Im engen Liftkasten
mußten sie ziemlich nahe zusammen stehen.

„Wir haben heute Laufe,“ sagte Frau Fischer wie
zu ihrer Rettung.

„Ich habe nicht einmal gewußt, daß du verheiratet
bist,“ gab er zurück und lehnte sich schließlich gleich-
gültig an eine bespiegelte Wand des Liftes zurück.
Das Liftseil summt, der Liftkasten zitterte leise,
und das alles gab Frau Fischer die Ruhe wieder
und damit die Kraft des Erinnerns. Sie er-
innerte sich zwar nicht mehr an einzelne Bilder,
nicht mehr an den gelben Fabrikweg, den sie am
Abend geschritten, nicht mehr an den großen
öffentlichen Park, den sie in mancher Sonntag-
morgenfrühe durchstreift, nicht mehr an die Pap-
pelallee am Abend. An keines dieser Bilder er-
innerte sie sich, sondern nur an einen Gefühls-
zustand aus jener Zeit, nämlich an den Hauptton

aus jener jugendfernen Melodie, an etwas Befreiendes, Klares, Eindeutiges, an etwas Beglückendes und Gutes, Grundgutes. Sie wußte dies: dieser Mann da hatte einst ihre Jugend in der Hand getragen, und er hatte dies lieb und gut getan. Das war alles vorbei, aber es war so gut gewesen.

Der Lift stand im dritten Stocke ruckhaft still. Frau Fischer wollte nach dem Schlüssel langen, der an einer Kette hing, als sie plötzlich zwei warme Finger fühlte, die sich um ihren Handknöchel legten. Zugleich fühlte sie die ganze Schwere seines Armes, der an ihren Rücken lehnte.

„Laß,“ sagte sie bloß.

„So schnell kann man sich nicht voneinander losmachen,“ preßte er leidenschaftlich hervor, mit einer dunklen Stimme, nicht dunkel wie edler Wein, sondern dunkel wie eine vergorene, schwerfließende Flüssigkeit.

„Damals als er zu mir in die elterliche Stube trat,“ schoß es jetzt Frau Fischer durch den Kopf, „damals wehte mir von seiner Gestalt ein heller, frischer Duft entgegen, jetzt aber, jetzt merkte sie, daß er nach Schweiß roch. Wenn es auch in seiner Seele so wäre. „Nur das nicht,“ betete sie mit Inbrunst. Wenn er jetzt schmutzig geworden wäre, müßte auch all das Frühere schmutzig werden. Und was bliebe ihr dann noch übrig?

Als sie aus dem Lift gehen wollte, zog er sie zurück, zog sie an sich. Die junge Frau leistete Wi-

derstand, aber einen solchen, der durch den Schreck widerstandslos gemacht worden war. Sie blickte ihn an und sah in seinem Auge etwas Verfärbtes, Begehrliches.

„Laß,“ und dann fügte sie hinzu: „Wir haben Taufe.“

Aber ein bitteres Lächeln schoß ihm in die Mundwinkel. Kein zu schlechtes Lächeln, kein offenverbrecherisches, aber ein gequältes. Wer weiß, es tat ihm vielleicht selbst weh, daß in ihm etwas Böses so urplötzlich auftauchte. Aber er gab sich dem Bösen hin, in einer Verwirrung, die noch durch das in dem Liftkäfig herrschende Dunkel gesteigert wurde. Er preßte sie an sich. Ihr Atem ging schwer wie ein mitternächtiges Waldrauschen.

„Wir haben heute ...“

Den Ruf, den sie hauchend aus sich herauspreßte, überhörte er. Das letzte Wort küßte er ihr schwer vom Munde weg. Sein Schweißgeruch füllte den ganzen Lift aus.

Da riß sie sich los, stürzte sich aus dem Lift und hastete wie eine Gehekte die Treppe hinunter. Unten versteckte sie sich im Keller. Niemand hörte sie in dem finstern Kellergewölbe weinen. Dann wischte sie sich die Augen mit kaltem Wasser aus und ging in die Wohnung zurück.

Sie fand, daß die Gesellschaft lauter, das Tisch Tuch fleckiger und abgebrauchter geworden sei. Gips führte, leicht berauscht, das Wort. Die beiden Freundinnen strichen mit langen Löffeln

den weißen lezten Schnee der Schlagsahne von den roten auf die Teller hingemalten Rosen weg. Die Patin zerdrückte mit einem Silberlöffel ein Biskuit und dachte dabei in die Ferne.

Frau Fischer gab vor, das Taufgeschirr zurechtstellen zu müssen und flüchtete sich in das Schlafzimmer.

Am Nachmittage kam ein Bote mit der Nachricht, daß der Pfarrer plötzlich erkrankt sei. Die eigentliche Taufe mußte daher verschoben werden.

Der vom Pfarrer geleitete Taufakt fand am folgenden Freitag statt. Diesmal gab es kein Essen, auch keine Eingeladenen. Nur die Patin, Frau Oberlin, erschien, als übliche Taufzeugin. Es war ein trüber Tag, fast schmutzig, und doch wieder still und ernst. Gelbe Lichtbündel warf die Sonne durch die zu ebener Erde liegenden Fenster der Fischerschen Wohnung, unzählige Staubkörperchen schwammen darin herum. Vom nahe liegenden Hofe gurgelten die Schläge einer Teppichklopperin. Die Wagen, die über den feuchten Asphalt fuhren, tönnten matt und langweilig.

Der Pfarrer kam erst um drei Uhr. Er nahm zuerst in der Stube Platz und plauderte mit Herrn und Frau Fischer und Frau Oberlin. Frau Fischer, oder nennen wir sie von nun an Frau Johanna, glaubte in seinen Worten eine wenig innige, geschäftliche Eile zu bemerken. Der Mann ist bald siebzig, dachte Frau Johanna, und hat wohl unzählige Male das Taufgeschäft verrichten müssen. Sie rechnete sogar: dreißig Jahre lang

Pfarrer sein macht 30 mal 50 Taufgeschäfte, ergibt 1500 Taufgeschäfte. Von diesen 1500 war das heutige eines, irgendeines.

Zur Taufe begab man sich dann ins Schlafzimmer. Die beiden ehelichen Betten mit den tiefbraunen, hohen Bettladen trugen große, hübschgestickte Leintücher. Auf den beiden Nachtschischen hatte man hohe, edelschlanke Kerzenhalter mit weißen Kerzen hingestellt, obwohl man nicht katholisch war. Von dem Waschtische waren die vielen Fläschchen und Schachteln verschwunden, nur eine weiße Stickerie schmiegte sich an den schwarzgeäderten Marmor der Platte und eine breite, starkglasierte Schüssel thronte darauf. Über den vergilbten Phantasierosen des Linoлеums breitete sich der Glanz einer ziemlich stark nach Terpentin riechenden Bodenwische.

„Nehmen Sie das Wasser nicht zu kalt,“ forderte der Pfarrer Frau Johanna auf, während sich Herr Fischer und Frau Oberlin auf die bereitgestellten Stühle niedersetzten.

Frau Johanna goß lauwarmes Wasser in die Schüssel. Ihre Hand zitterte merklich. Dann mußte sie den Läufling aus der Wiege nehmen, was ihr beinahe leid tat, denn dieser schlief gerade fürstlich, besaß rote, fast spürbar sich rundende Wäcklein und hatte die Händchen wie kleine, feinnervige Blättergarben auf der schneeweißen Decke liegen, ein ganz klein wenig in die Höhe gezogen, als ob er mitten in spielerischer Gebärde eingeschlafen wäre.

Aufgeschreckt, machte der Kleine verwunderte, verschlafene Augen, schrie aber nicht. Erst auf das dickbauchige Kissen auf dem Tische hingelegt, begann er mit den Ärmchen in die Luft zu schlagen. Beim Gebet der vier Menschen hielt er einen Augenblick inne und klammerte sich mit großem Blick an den schwarzen Pfarrherrn fest, dessen sprechender Mund aussah wie eine sich in regelmäßigen Abständen öffnende und schließende Kohlengrube inmitten eines stark gestrüppigen Waldes.

Das Gebet war ungefähr so:

„Allmächtiger Herr, wir stehen vor deinem Throne und bitten dich, dieses neue Glied deiner Gemeinde in die fürsorgenden Hände zu nehmen. Dein Ratschluß ist unerforschlich, aber wir glauben, daß du seine Wege zum Guten lenken wirst. Siehe diese Eltern, sie stehen an der Wiege dieses Kindes wie an einem Tor, von dem sie nicht wissen, wohin es führt. Sie nahen sich dir in dieser Stunde und erbitten von dir für dieses Kindlein Sonne und Licht. Lasse der Anfechtungen, die an es herantreten werden, nicht allzuvieler sein und gebe ihm die Kraft, Dunkles zu überwinden und zu meiden. Laß es der Stolz werden der Eltern, ein guter Mensch den Mitmenschen und ein treuer Diener Gottes.“

Alle sagten Amen, auch Frau Johanna sprach die beiden Silben klar und deutlich. Es spiegelte sich eine Enttäuschung in ihren Zügen wider. Das Gebet hatte sie kühl gelassen, es war ihr zu all-

gemein, zu geradlinig, zu nichts sagend. Die kühlen Ranten dieser Rede hatten die blaue Versonnenheit ihres Herzens gestört, waren in sie hineingefahren, wie ein Spatz in einen Tempel. Als sie das Kind aus den warmen Wollenschlützelein herauschälte und das duftende, hautlose Fleisch in ihren Handflächen verspürte, überkam sie eine sonderbare, süßschwere Beflommenheit. Ein zarter Schwindel befiel sie. Sie sah nur noch, wie eine schmale, knochenhafte Hand des Pfarrers wie ein ausgedörrter Frosch ins Wasser des Beckens tauchte, wie die Wasserperlen an ihren Fingern entlang tänzelten, an den Fingerbeeren hängen blieben und schließlich auf das Kindlein hingeworfen wurden. Sie empfand die ganze Kälte des Wassers und zuckte selbst zusammen.

Als der Pfarrer wieder gegangen war und Frau Johanna das Kind in die Wiegenkissen eingebettet hatte, ging sie zur Patin, die schweigend in der Stube auf dem Sofa saß. „Es ist schade,“ sagte sie, „das Gebet hat mich teilnahmslos gelassen.“

Die Patin nickte bloß. Sie dachte über etwas nach. Nach einer Weile meinte sie dann: „Es ist unmöglich, daß ein Pfarrherr die Bedeutung dieses Aktes so zu ermessen vermag, wie die Mutter selbst.“

„Es kann sein, aber dann täte er besser, wenn er die Mutter mit dem Kinde allein ließe,“ erwiderte Frau Johanna eigenwillig.

„Das Gebet sollte an keiner Taufe fehlen.“ Die Patin sagte es in einem Tone, der sofort zeigte,

daß sie es nicht im üblichen Sinne meinte. Aber Frau Johanna wehrte sich: „Das Gebet muß sein, aber es darf nicht phrasenhaft sein. Es sollen es nur die beten, die am feierlichsten gestimmt sind. Sonst ist es eine Lüge. Was heißt das: Wir bitten dich, dies neue Glied deiner Gemeinde in deine Hände zu nehmen. Als ob es sich um eine Aufnahme handelte, als ob es gestern noch außerhalb der Gemeinde gestanden hätte und heute den Eintritt begehrte, als ob es sich nicht schon in Gottes Händen befunden hätte, als es noch nicht geboren war. Und wie gleichmütig heißt das: Du mögest die Wege dieses Kindes zum Guten lenken. Das sagte ein Pfarrer in selbstgefälligem Tone, wie einer, der Gott nur für sich patentiert hat und nun diesem Gott ein paar neue Abonnenten zuführen möchte. Was weiß dieser Mann, wie groß, wie übergroß jene Hindernisse sind, die dieses Kindes warten. Was weiß dieser Pfarrherr davon, daß einer seinen Gott mit Schmerzen und Wunden, mit durstiger Brust und zerschundenem Herzen suchen möchte, es aber nicht kann, weil Gott ihn gar nicht brauchen kann, weil er ihn für ein anderes Amt bestimmt hat. Gott allein weiß, daß es auch Gottlose geben muß, wie es am Himmel Blitze, im Blumengarten Käfer und im Erdreich Würmer geben muß. Sind diese Blitze, diese Käfer und Würmer schuld an ihrer kläglichen Berufung? Haben sie sich selbst als Würmer und Käfer auf die Welt gebracht oder sind sie nicht vielmehr als solche geboren

worden, ohne Mitwissen und ohne Mitschuld. Und müßte man deshalb nicht eher beten: Herr, ich weiß, daß du diesem Kinde bereits eine Bestimmung gegeben hast. Ist sie nach unserm Dafürhalten gut, dann danke ich dir aus tiefstem Herzen; ist sie aber nicht gut, dann flehe ich dich von ganzem Herzen an, mich deine seltsamen Ratschlüsse begreifen zu lernen.“

Einen Augenblick hielt Frau Johanna inne, als ob sie über sich selbst erschrocken wäre. Sie fühlte, daß sie ihr Innerstes nach außen gekehrt hatte. Aber sie sprach weiter, nicht um ihretwillen, nicht um der Patin willen, sondern ganz um der Sache, der letzten Wahrheiten willen.

„Und was heißt das: Lasse der Anfechtungen nicht allzuvieler sein. Auf wie schwachen Füßen steht diese Bitte, wie hohl klingt sie, wie unermesslich verlegen tönt sie. Als ob einer spräche, der zu töricht ist, um zu wissen, daß solcher Anfechtungen viele, tausende, abertausende sind.“

Wieder schwieg sie einen Augenblick. In ihr ging Letztes vor. Man sah es am dunklen Glanz ihrer Augen.

„Laß es ein treuer Diener Gottes werden, auch das ist ein billiges Wort. Es gibt so viele, die alle Tage dienen, alle Tage Gott ihren Tribut zahlen und die alle diese Dinge so leicht, so ohne Hemmnisse verrichten, weil ihnen dieses Gottdienen so leicht und angenehm erscheint, sie befriedigt wie einen Spieler sein Spiel. Und die heißen dann treue Diener Gottes, die sonnen sich

in der Gnade des Herrn, die sollen die Nachahmungswerten sein, die sollen besser sein als jene, die Gott wenig dienen, die aber dies wenige dann mit ganzem, großem Herzen tun . . . oder soviel wert sein wie jene, die sich im Gottsuchen aufzehren, ohne je eine beglückende Lösung zu finden . . . finden zu dürfen."

Frau Johanna's Stimme war in ihrer Gespanntheit dunkel und zitternd. Zu tiefst im Kelche dieser Rede lag ein Tropfen inneren Zweifels und Zerrissenheit. Frau Oberlin hatte tiefes Mitleid mit dieser Frau, sie wollte sie aus dem verworrenen Schacht ihrer Sequaltheit herausreißen und zog sie deshalb ins Schlafzimmer hinüber und sagte dort, auf das Bübleinweisend: „Denken Sie vorwärts, nicht rückwärts. Sehen Sie, wie er lächelt," und sie hob die blaßroten Vorhänge der Wiege auseinander. Ein mattes Licht spielte um die kleine Höhle der Wiege mit dem schlafenden Engel. Wie eine kühle, feierliche Grotte mit huschenden, zarten, feinblauen Schatten sah diese Korbhöhle aus.

Vom Hofe hämmerte noch immer eine Teppichklopperin herauf, aber es klang jetzt schöner, abendlicher. Auch der Boden roch nicht mehr so stark nach Terpentin. Frau Johanna lispelte in sich verloren: „Manchmal bin ich ganz bei meinem Kinde . . ., aber manchmal bin ich ganz bei meinen bösen Gedanken." Die beiden Frauen saßen lange neben der Wiege. Dann geschah es, daß Frau Johanna plötzlich den Kopf neigte und in tiefer Schwermut den Kopf über die Korblehne fallen

ließ. Als sie ausgeweint hatte, sagte sie: „Ich schäme mich, daß ich mit meinen nörgelnden Gedanken die Taufe meines Kindes entweiht habe. O ja, ich habe sie entweiht. Und ich kann doch nichts dafür.“ Und sie weinte von neuem.

Frau Oberlin legte die Hand auf den weißen und noch so bräutlichen Nacken der jungen Mutter. In diesem Augenblicke setzte das Teppichklopfen aus, eine kleine Pause entstand und dann läutete irgendwo eine Kirchenglocke.

Nun folgte etwas, was manchen eigenartig erscheinen mag: Frau Oberlin begann zu beten. Das Feierliche dieses Augenblicks hatte sie dazu bewogen. Es gibt Gläubige, die durch eine blaue Tapete zum Beten angeregt werden. Frau Oberlin gehörte nicht dazu.

Sie sprach leise und matt und gab sich keinerlei Mühe zu sinnvoller Betonung. Sie begann das Gebet sogar ohne Anrede. Sie war zu tief gestimmt, als daß ihr ein „Großer Gott“ oder irgendein derartiger religiöser Briefkopf eingefallen wäre.

„Laß uns dir danken,“ begann sie, „daß du uns dieses Kindlein gegeben hast. Wir bitten dich nicht, seine Wege mit lauter Rosen zu bestreuen, sondern wir bitten dich, diesen Menschen auch die dunkeln Wege gehen zu lassen, aber immer so, daß er die Leiden und Nöte des Lebens nicht hassen, wohl aber ihren Sinn erkennen möge. Laß ihn dann und wann Tiefes erleiden, gib ihm aber das Herz, das durch die Leiden warm und

tief, innig und leuchtend gemacht wird und nie der Verhärtung und Ernüchterung anheimfällt. Gib diesem Menschen nie zu viel, gib ihm eher zu wenig, daß er sich nicht an die Dinge verliere. Er soll immer eine Sehnsucht, immer einen heißen, unerfüllten Wunsch in der Brust tragen, sich nie zur Ruhe setzen und sich nie am Ziele glauben. Laß es ihn fühlen, wie glücklich der Arme sein kann, und laß es ihn wissen, daß Besitztum immer jener Teufel ist, der sich zwischen Gott und Menschen einzwängt, jener schwarze Berg, der dem Menschen die Aussicht auf die göttliche Ferne immer mehr verdeckt. Laß ihn oft arm und einsam sein, gib ihm viele Wege, die er ganz allein gehen muß, mache ihn stark, daß er den wahren Rat nie bei den Menschen, immer in der Stille holt. Gib ihm aber die Gabe, und darum bitten wir dich ganz besonders, immer zu erkennen, ob er in der Stille zu seinem eigenwilligen Herzen oder zu seinem rechten Gott spricht, ob die Stimme, mit der er in der Stille Zwiesprache führt, die Stimme seines verführerischen Blutes oder die Stimme des wahrhaften Gottes ist. Und noch um eines bitten wir dich, mache sein Herz weit und ohne Grenzen, auf daß er alles liebe und nichts verurteile, in allen Pflanzen Gottes den göttlichen Blütenkern sehe und sich durch allfällige Würmer in der äußern Dolde der Pflanze nie bewegen lassen möge, die Blume zu verdammen. Laß ihn jedes Urteil nie schnell sprechen, gib ihm jene herrliche Nachdenklichkeit, die groß und versöhnlich ist,

und die eher einem Weisen als einem Krieger gleicht. Laß ihn überhaupt erkennen, daß die Hände weniger selig machen als das Herz.“

Das Spielen in Steins Wohnung war Emanuel nicht immer eine Befriedigung. Titus, der einzige Sohn von Stein, war ein rechthaberischer und zuweilen gewaltthätiger Junge, dessen Wesen sich oft um das schüchterne Gemüt Emanuels wie eine harte Stahlklammer legte. Was dabei Emanuels Gedanken im besondern beschäftigte, war weniger die Härte und die eigenartige Selbstbewußtsein des aufgeweckten Spielkameraden, als vielmehr die Wohlgefälligkeit und stille Befriedigung, mit der der alte Herr von Stein seinen Jungen zu betrachten schien. Als ob er in dem Sohne Kräfte erwachen sähe, die ihm lieb waren, und von denen er sich viel versprach.

Emanuel saß eines Abends mit Titus auf dem Fenstergesims, als unten ein Lumpensammler seinen kläglichem Karren vor die Türe stellte, um in den umliegenden Höfen nach Lumpen zu fahnden. Am Wagen war ein großer, schwarzzottiger Hund angespannt, der plötzlich aus irgendeinem Grunde zu bellen anfang. Der Vierfüßer war betrübend mager, so daß sein großer Kopf zu dem entschwächten Körper in einem sonderbaren Verhältniß stand.

Titus zog, so gut er konnte, seine kleinen Augenbrauen zusammen, ja er zwang sich zu einer ge-

wissen finsternen Verschlossenheit. Emanuel sah dies und sagte, nach einem vermittelnden Tone suchend: „Das Tier hat vielleicht Hunger.“

„Aber es braucht doch deshalb nicht so blödsinnig zu bellen,“ gab Titus eigenwillig zurück.

„Aber Hunger tut weh.“ Emanuel suchte dabei mit angestrengten Augen die hervorstechenden Rippen des Tieres abzutasten.

Titus ließ sich aber nicht beirren. „Er braucht aber nicht zu bellen. Mir tun die Ohren davon weh . . . und Papa hat nicht gern, wenn er während seiner Arbeit gestört wird.“

„Habt ihr altes Brot in der Küche?“

„Ja, aber es ist zum Füttern der Möven bestimmt. Man darf es wohl nehmen, ich darf es sogar dem Hund hinunterwerfen, aber ich will nicht . . ., ich will einfach nicht.“

Titus sah, daß sich in Emanuel, der sich in dem Fensterrahmen erschrocken zurückdrängte, etwas aufbäumte, und es überkam ihn die gewohnte Wollust, dies niederzudrücken. Er sprang vom Gesims hinunter und holte von der Spiegelkonsole den zerbrochenen Glasfuß einer Vase.

Emanuel durchschaute das Vorhaben von Titus plötzlich. Er riß sich in die Höhe, und stürzte sich auf Titus. „Nicht . . . du darfst das nicht tun.“

Titus aber riß sich los, aus seinen kleinen Augen schoß ein wild-gieriges Lächeln, verstockt und zugleich zügellos; er kletterte schnell wie eine Wildkatze auf das Gesims, hob seinen kleinen Arm und warf das Glasstück auf den bellenden Hund hinab.